In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 130. Posen, den 26. November 1927. Nr. 130.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

49. Fortsetzung.

„Ein Stück für die Sinfonie?" riet Schindler.

„Etwas für die große Messe?" sagte Karl.

„Ihr habt es beide nicht erraten; ich habe zwei Motive für die Ouvertüre notiert. Nur ich bin mir noch nicht klar darüber, ob ich sie im freien oder im strengen Stil ausarbeiten soll. Da müßt Ihr mir entscheiden helfen!"

So gut er es vermochte, sang er ihnen beide Motive vor und fragte sodann, welches ihnen besser gefiele.

Karl entschied sich für beide, Schindler für das Fugenmotiv, welches dann tatsächlich zur Ausführung gelangte. Beethoven war in rosigster Stimmung, denn auf diesem Spaziergang in das Helenental hatte er zwei seiner kostbarsten Eingebungen empfangen, deren eine im Adagio der Neunten Sinfonie zur Verwendung gelangte, während aus der anderen die herrliche Ouvertüre „Zur Weihe des Hauses" entstand, die seit ihrer Schaffung Millionen von Herzen entzückt und erhoben hat . . .

Das neu zusammengestellte und infolgedessen noch ungeübte Orchester des Theaters in der Josefstadt erhielt die Ouvertüre erst — am Nachmittag vor der Eröffnung mit zahllosen Schreibfehlern in den einzelnen Stimmen. Man korrigierte und probte bis zum Beginn der Vorstellung, deren musikalische Oberleitung Beethoven sich ausbedungen hatte. Er nahm vor dem Piano Platz, das Antlitz gegen das Orchester, das linke, noch einige Dienste leistende Ohr der Bühne zugewendet. Der Kapellmeister Franz Gläser stellte sich, das Orchester überwachend, zu seiner Rechten auf, so daß Beethoven vom Parterre des Saales kaum gesehen wurde, während Schindler an der Spitze der ersten Violinen das Orchester mitführte.

Die Musiker spielten mit aller Hingebung, aber es gab immerhin einige Schwankungen und höchst bedenkliche Momente, die Beethoven als Leiter verursachte, aber die Vorführung der Ouvertüre ging ohne Unfall vonstatten, und das begeisterte Publikum spendete reichen und lebhaften Beifall, so daß Beethoven wiederholt an der Seite des Direktors Hänsler auf der Bühne erscheinen mußte. Beethoven war überglücklich, aber das Bewußtsein, daß sein immer schwächer werdendes Gehör ihm die Ausübung der Dirigententätigkeit unmöglich mache, war ein Wermutstropfen in dem vollen Becher seiner Freude.

Das Jahr sollte nicht vorübergehen, ohne ihm in dieser Hinsicht noch einen herben Schmerz zu bereiten. Im Winter 1822 ging man neuerlich daran, den „Fidelio" wieder in das Repertoire aufzunehmen, und Beethoven hatte sich, trotz des dringendsten Abratens aller seiner Freunde, bereit erklärt, unter dem Beistand Umlaufs die Leitung zu übernehmen. In der Hauptprobe, am Vormittag der Neuaufführung, die trefflich besetzt und einstudiert war, begleitete ihn Schindler. Die Ouvertüre ging glatt vonstatten, und es schien alles aufs beste zu gehen, aber schon im Duett des ersten Aktes zeigte sich, daß er von dem, was auf der Bühne gesungen wurde, nicht das geringste hörte. Es mußte zweimal abgeklopft werden, ohne daß Beethoven merkte weshalb. Da ihn niemand aufklären wollte, daß er selbst die Ursache der unliebsamen Stockung sei, winkte er Schindler herbei, der in der ersten Parkettreihe des Hauses saß und angstvoll den Ereignissen gefolgt war.

Beethoven reichte ihm über die Orchesterwand hin sein Taschenbuch und bedeutete ihm, aufzuschreiben, was es denn eigentlich gebe.

Schindler schrieb mit fliehender Hast die Worte: „Ich bitte, nicht weiter fortzufahren; zu Hauses alles weitere!"

Beethoven sah den Freund erbleichend an und sprang rasch entschlossen über die Barriere des Orchesterraumes.

„Geschwind, nur rasch hinaus!" rief er und zog Schindler mit sich fort.

Unaufhaltsam lief Beethoven seiner Wohnung zu, damals in der Pfarrgasse, Vorstadt Laimgruben; Schindler, um den Meister besorgt, lief dicht hinter ihm. Zu Hause angekommen, warf sich Beethoven wortlos auf das Sofa hin, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und verblieb ohne ein Wort der Klage, ohne Schluchzen in dieser Lage. Schindler wagte es nicht, ihn in diesem stummen, aber um so gewaltigeren Schmerz zu stören. bis die Zeit des Mittagessens gekommen war.

Stumm und verstört erhob sich Beethoven, die ganze Gestalt ein Bild der tiefsten Schwermut und Niedergeschlagenheit. Auch während des Mahles sprach er kein Wort, erst als nach demselben Schindler sich erheben wollte, um zu gehen, faßte Beethoven den Freund an der Hand.

„Ich bitte dich, lasse mich nicht allein! Bleib' bei mir bis zum Theater!" bat er.

„Gern, Ludwig, von Herzen gern!"

Und der treue Freund blieb bei ihm, bis es Zeit war, in das Theater an der Wien zu gehen, wo sein „Fidelio" unter Kapellmeister Umlaufs Leitung eine glänzende Aufführung erlebte und so stürmischen Beifall fand, daß ihn selbst der taube Meister im Winkel seiner Parterreloge vernehmen mußte.

Beethoven verbeugte sich dankend vor dem Publikum, das ihm vom Parkett und von allen Rängen zujubelte und ein schmerzliches Lächeln spielte um seine Lippen.

„Zu spät, zu spät!" sagte er leise zu Schindler, der ergriffen neben ihm stand. „Als ich noch hören konnte, haben sie mir den Beifall nicht gespendet!"

„Du kannst ihn aber sehen und fühlen, Ludwig!" tröstete ihn der Freund.

Beethoven ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Du hast recht, Schindler! Noch habe ich Großes vor mir — meine Messe und meine Neunte! Auf an die Arbeit — trotz alledem!"

XIX.

Die letzten Jahre des Titanen.

Trotz aller Mißhelligkeiten blieb Beethoven arbeits- und schaffensfreudiger denn je, und die neue Bekanntschaft mit Franz Grillparzer, dessen Stern damals im Aufgehen war, ließ ihn daran denken, ein neues Opernwerk zu schaffen, nachdem sein „Fidelio" nun endlich einmal durchgedrungen war und in Wien wie auch in Berlin das Repertoire beherrschte. Grillparzer hatte bereits die Erfolge seiner Ahnfrau, Sappho, Medea und Ottokar hinter sich, als der Intendant der beiden Hoftheater Graf Moritz Dietrichstein an ihn herantrat, Beethoven wolle ein Opernbuch aus seiner Feder. Nur widerwillig verstand sich Grillparzer dazu, aber er hatte gerade einen geeigneten Stoff, die Sage der schönen Melusine, die ihm zur musikalischen Bearbeitung geeignet erschien, und er schrieb das Buch, das mit Chören, gewaltigen Finalis und einem ganzen melodramatischen Akt ausgestattet war, und ließ es durch den Grafen Dietrichstein Beethoven zukommen.

Schon wenige Tage später sandte Beethoven seinen getreuen Schindler zu Grillparzer und ließ ihn, da er selbst unwohl war, zu einem Besuche einladen. Grillparzer kleidete sich sofort an und begab sich mit Schindler in die Ungargasse, wo Beethoven damals (Mai 1923) wohnte. Beethoven lag in derangierter Nachttoilette mit einem Buche in der Hand zu Bette und erhob sich bei dem Eintritte der beiden. Er begrüßte den Dichter ungemein herzlich, lobte sein Können über alle Maßen und kam sogleich auf die Oper zu sprechen.

„Ihr Werk lebt hier," sagte er auf seine Brust weisend, „in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich sogleich anfangen, es zu komponieren. Nur mit dem Jägerchor, der den Eingang macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber*) hat vier Hörner gebraucht; Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte. Wo soll das hinführen?"

Grillparzer erklärte sich gern bereit, den Chor auch ganz wegzulassen, was Beethoven gefiel, und er bestand darauf, mit dem Dichter sogleich Kontrakt zu machen. Das Erträgnis des Werkes sollte zwischen ihnen gleich geteilt werden. Grillparzer, der niemals an ein Honorar dachte, lehnte dies ab und erklärte, Beethoven möge mit dem Buche machen was er wolle; zu einem formellen „Kontrakt" könne er sich niemals entschließen. Schließlich vereinbarten sie, daß Grillparzer ihn in Hetzendorf besuchen sollte, wenn Beethoven dort in seiner Sommerwohnung installiert sein werde.

Bevor es dazu kam, erschien Grillparzers Verleger Wallishauser bei dem Dichter und sagte, daß Beethoven auf einem Kontrakt bestehe, und falls Grillparzer dies ablehne, wolle er selbst von ihm das Werk erwerben und mit Beethoven Kontrakt machen. Grillparzer war damit einverstanden und gab gegen eine bescheidene Summe alle Rechte auf „Melusine" an Wallishauser ab. Bald darauf besuchte der Dichter Beethoven in Hetzendorf und erfuhr dort, daß er durch dringende Arbeit verhindert war, sich mit der Oper zu befassen. Sie machten einen Spaziergang in der Umgebung, auf dem sie sprechend und schreiend sich angelegentlichst unterhielten; nur von der Oper wurde nicht gesprochen. Bei Tisch stellte Beethoven drei Flaschen Wein vor seinen Gast, um ihm auf diese naive Art seine besondere Wertschätzung zu zeigen. Noch drolliger war der Abschied. Beethoven begleitete Grillparzer in dem von diesem gemieteten Wagen bis an das Stadttor von Wien, um sodann den fast zweistündigen Heimweg zu Fuß anzutreten. Als Grillparzer dort Abschied nahm, sah Grillparzer auf dem Platze, wo jener gesessen hatte, ein Papier liegen und winkte ihm nach. Doch Beethoven lachte hell auf, als ob ihm ein besonderer Spaß gelungen wäre und lief rasch davon. Grillparzer wickelte das Papier auf und fand darin einen Fünfguldenschein, genau den Fuhrlohn, den er mit seinem Kutscher bedungen hatte. Beethoven war so weltfremd geworden, daß er das fast Beleidigende dieses Geschenkes nicht ahnte, das Grillparzer notgedrungen annehmen mußte.

*) In seiner Oper „Der Freischütz".

Sie trafen sich nach einem Jahre zufällig wieder einmal, und Beethoven sagte zu dem Dichter: „Ihre Oper ist fertig!" Ob er damit meinte, daß sie in seinem Kopfe fertig sei, blieb Grillparzer unbekannt. Tatsache ist, daß Beethoven auch in seinem Nachlasse kein fertiges Stück der Oper „Melusine" hinterlassen hat. So blieben die Beziehungen der beiden großen Geister des damaligen Wien unfruchtbar, und der „Fidelio" erhielt leider keine Nachfolge.

Beethovens bester Schüler, Karl Czerny, dessen musikpädagogische Werke noch heute die musikalische Welt beherrschen, war es, der des Meisters heftige Abneigung gegen Wunderkinder in einem einzigen Falle zu besiegen wußte, und dies betraf einen zukünftigen Meister, Franz Liszt, der die Welt mit seinem Ruhme erfüllen sollte. Liszt, damals zwölf Jahre alt, gab in Wien ein Konzert, und Czerny drängte Beethoven, den verheißungsvollen Knaben kennen zu lernen. Beethoven sträubte sich heftig dagegen, doch Czerny gab absolut nicht früher Ruhe, bis Beethoven endlich ingrimmig ausrief:

„Also bringen Sie mir in Gottes Namen den Racker!"

Es war zehn Uhr morgens, als Czerny mit dem jungen Liszt die Wohnung Beethovens betrat; der Knabe noch etwas schüchtern, Czerny ihn freundlich ermutigend. Beethoven saß vor einem langen schmalen Tisch am Fenster und schrieb. Er blickte zuerst die beiden eine Weile finster an, sprach mit Czerny ein paar Worte und blieb stumm, als Czerny seinen kleinen Schüler an das Klavier winkte.

Liszt trat an dasselbe heran, nahm resolut Platz und spielte ein kleines Stück von Ries.

„Kannst du eine Bachsche Fuge spielen?" fragte Beethoven, als er geendet hatte.

Liszt spielte die C-Moll-Fuge aus Bachs wohltemperiertem Klavier, der Beethoven mit seinem Hörrohr gespannt folgte.

„Könntest du die Fuge gleich in eine andere Tonart transponieren?" fragte der Meister, der von des Jungen Spiel sichtlich gefesselt schien.

Liszt begann sofort zu spielen und blickte nach dem Schlußakkord fragend auf.

Glühend lag der durchdringende Blick Beethovens auf dem Knaben, dann zog ein mildes, gütiges Lächeln über seine bisher ernsten Züge. Beethoven trat an Liszt heran, beugte sich zu ihm nieder, legte ihm die Hand auf den Kopf und fuhr ihm streichelnd mehrmals über das lockige Haar.

„Teufelskerl!" sagte er leise. „So ein Racker!".

Diese Worte machten dem Knaben plötzlich Mut.

„Darf ich jetzt etwas von Ihnen spielen, Meister?" fragte er keck.

Beethoven nickte lächelnd.

Liszt spielte den ersten Satz aus dem C-Dur-Konzert. Als er fertig war, ergriff Beethoven seine beiden Hände, zog ihn an sich und drückte einen langen, innigen Kuß auf des Knaben Stirn, die im heiligen Feuer der Begeisterung erglühte.

„Geh, du bist ein Glücklicher!" sagte er gerührt. „Du wirst viele Menschen beglücken und erfreuen! Es gibt nichts Besseres, Schöneres!"

Das war der Weihekuß des Größten für einen, der nach ihm zu den Größten seiner Kunst gehören sollte . . .

Der 7. Mai 1824 war gekommen, der Tag, an dem des Meisters gewaltigstes Werk, die Neunte Sinfonie, nach unendlich schwierigen und mühsamen Proben unter seiner persönlichen Leitung zur ersten Aufführung ge-

langte. Ein glänzendes, äußerst zahlreiches Auditorium lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit und spendete enthusiastischen rauschenden Beifall. Beethoven dirigierte selbst, das heißt, er schien zu dirigieren, denn er stand vor dem Dirigentenpult und fuhr mit seinen Armen wie ein Wahnsinniger in der Luft herum. Bald streckte er sich hoch empor, bald kauerte er fast auf der Erde, er schlug mit Händen und Füßen herum, als wollte er selbst sämtliche Instrumente spielen, die einzelnen Singstimmen und den ganzen Chor singen. Die eigentliche Leitung des Orchesters hatte aber Umlauf als Taktgeber und Schuppanzigh als Führer der Violinen. Beethoven war so aufgeregt, daß er nicht sah, was um ihn vorging, daß er auf die Beifallsstürme, die er bei seiner Gehörschwäche kaum vernehmen konnte, nicht einmal achtete. Man mußte es ihm immer sagen, wenn es an der Zeit war, dem Publikum für den gespendeten Beifall zu danken, was Beethoven in seiner gewohnten linkischen Weise tat. Es war ein voller Triumph, der nur im letzten Satz — bei den Singstimmen und den Chören — ein wenig versagte, weil dies Wagnis, in einer Sinfonie Gesang zu bringen, immerhin zu neu und überraschend war. Auch Beethoven hatte zunächst die Ansicht, daß er hierin einen Mißgriff getan habe und dachte sogar daran, den Satz ganz für Instrumentalmusik umzuarbeiten.

Einen tief betrübenden Eindruck machte es auf Beethoven, als ihm am nächsten Tage sein Freund Hüttenbrenner den Kassenrapport über die so triumphale Aufführung überbrachte und ihm als Ergebnis für den Komponisten vierzig Taler auf den Tisch zählte. Bei dem Anblick der ärmlichen Summe brach Beethoven vernichtet zusammen und war keines Wortes mächtig. Seine Freunde hoben ihn auf, betteten ihn auf das Sofa und verweilten bis spät in die Nacht an seiner Seite. Kein Wort, kein Verlangen nach Speise oder Trank war von ihm zu hören, und erst als er ganz ermattet in Schlaf gesunken war, entfernten sich seine Freunde besorgt und betrübt.

(Fortsetzung folgt.)

Paul Kirchhoff:

Dunkler Regentag.

Mit Büßerlied aus grauer Mönche Chor
Klang dieses Tages dunkle Litanei.
In engen Kehlen stockte Wort und Schrei,
Und jedes Lachen schrillte und erfror.

Der Sintflutregen troff und gluckste träg
In vollen Traufen. — Heiser kläffend fuhr
Der Wind straßab. Und alle Kreatur
War einsam wie der graue Stein am Weg.

Die Wolken quollen breit wie fahles Blei,
Und jeder Wunsch erlosch im Strähnenflor. —
Wie Totensang aus grauer Mönche Chor
Klang dieses Tags leidschwere Litanei.

*

(Mit besonderer Genehmigung des Verfassers dem Buche „Hoher Mittag" von Paul Kirchhoff entnommen. Verlag Karl Stork, Darmstadt.)

Eichendorff und sein „Taugenichts".

Zum 70. Todestage des Dichters (gest. 26. November 1857).

Von Alfons Hayduk.

(Nachdruck verboten.)

Der Königlich Preußische Regierungsrat Joseph Freiherr von Eichendorff ist damals, in seinen Danziger Tagen, recht krank gewesen. Das hat nicht nur die viele Arbeit gemacht, die greuliche Bureauluft von früh bis spät, die dicken Aktenbündel auf seinem überhäuften Schreibtisch, nein, das ist auch die graue Stadt am Meer gewesen, überweht von der Schwermut des deutschen Nordens, der die milden Himmel südlicher Bläue und Träumerei im Herzen des Dichters weh bedrückte.

Da ist unser Eichendorff mit seiner geliebten Luise und den Kinderchen hinausgezogen vor die Stadt, ins sommerliche Landhaus Silberhammer. Das stand lieblich am Hügelhang über Landschaft und See, traut umrauscht von uralten Bäumen. Die flüsterten in geheimer Zwiesprache ihr unendliches Rauschen, selig voll aller Wehmut und Sehnsucht.

Und da ist es plötzlich über unseren Dichter gekommen, jener ewige Traum von der fröhlichen Wanderschaft des Daseins. Krank hat Eichendorff sich niedergesetzt und hat sich gesund geschrieben. Aus seiner zierlichen Feder floß die unendliche Süßigkeit und ist ein gar lieber, wunderlicher Kerl gewesen, der da lustig singend vor ihm stand, mit leichtem Ränzel, den grünen Wanderstecken in der Hand, und also sprach:

„Nun, wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen."

Die Geige unterm Arm, ist er hinausgestrolcht aus dem müden Sommersonntagsheimweh des Eichendorffherzens, hinaus in die singende, klingende Weite der Welt. Hundert Jahre sind es genau her.

Und er wandert immer noch, in allzeit junger Wanderschaft, durch Feld und Buchenhallen, über Täler weit und Höhen, einsam durch die dunklen Gassen, frühmorgens durch die Klüfte, dann abends, wenn das Posthorn fern erschallt, die Stern' und die Feuer im Walde verglimmen, in einem kühlen Grunde das Mühlrad geht . . .

Und wird fröhlich weiterwandern, der schon mehr als hundertjährige Jüngling; denn er ist das deutsche Gemüt selber, die deutsche Sehnsucht, ist unser lieber Taugenichts, ein rechter Hans im Glück, die unvergängliche Lieblingsgestalt der Nation

---

Aus meiner Jugendzeit

Von Bruno H. Bürgel.

Es ist geradezu furchtbar, wieviele kleine Kneipen sich in den Straßen der Arbeiterviertel finden. In einer Straße im Norden Berlins zählte ich einmal Häuser und Kneipen und fand, daß da auf jedes dritte Haus eine Kneipe kam. Wieviel muß also umgesetzt werden, um all diese Betriebe erhalten zu können!

Der Sonnabendabend ist der schwarze Tag in dieser Hinsicht. Man muß selber Arbeiter gewesen sein um zu empfinden, wie wohlig einem bei einigermaßen auskömmlichem Verdienst an einem Sonnabendabend zumute ist! Man hat endlich wieder ein paar Mark in den Fingern, der Feiertag steht bevor, man hat seine kleinen Pläne gesponnen, wie man ihn anwenden will, und freut sich auf eine kleine Landpartie, auf ein Tänzchen mit der Herzallerliebsten, auf irgend eine private Arbeit, die man schon lange vorhat, auf ein Spielchen mit Freunden, auf irgendeine kleine Festvorstellung, und wenn auf nichts anderes, dann wenigstens darauf, daß man lange schlafen wird und sich einmal so recht nach Herzenslust ausfaulenzen kann. Aber erst kommt der Genuß des Sonnabends! Und der verdirbt leider viele schöne Pläne und Vorsätze, ja er verdirbt häufig Menschen und Familien! —

Selbstverständlich geht ein großer Teil der ernsten oder älteren Leute sofort oder nach einem kleinen Stehschoppen nach Hause, aber gewaltige Massen bleiben übrig, die die Lokale bevölkern. Es ist ungeheuer schwer für den jungen, lebenslustigen Menschen, standhaft zu bleiben und da nicht mitzutun. Ich selbst bin eine zeitlang trotz bester Ermahnungen meiner alten Leute, und trotzdem gerade ich mir vorgenommen hatte, weiter zu streben, zu lernen, den Weg aufwärts zu nehmen, mit in diesen Strudel geraten und tief untergetaucht und spreche aus Erfahrung

Ganz langsam fing es an, gewann Gewalt über mich. Ich war ein Korkstückchen, das zunächst kaum merklich dem Strudel zutrieb, sich zögernd und von weitem in sich immer verengenden Spiralen um den anziehenden Mittelpunkt drehte, zwangsläufig in den Wirbel hineintanzte, mit rasender Geschwindigkeit in die Tiefe gerissen wurde, bis es der Lotse Vernunft eines Tages glücklicherweise beim Schopfe erwischte, tüchtig durchbeutelte und ins ruhige Fahrwasser schleifte, wo es mit Kurs nach den Sternen wieder sicheren Gestaden zustrebte.

Ich tauchte nieder, ich tauchte auf . . .

Wie schon mehrfach war ich eines Sonnabends nachts im Sommer, beim hereinbrechenden Frühlicht erst, zerschlagen und mit wüstem Kopf, den weiten Weg nach Haus gewandert nach meinem Arbeiterdorf. Das Korn fast reif, stand hoch und voll, und müde ließ ich mich am Feldrain nieder. — Und dann kam so ein wundervoller Sonntagmorgen herauf, mit silbernem Frühlicht im Osten, mit Lerchen, die tirilierend aus den taufrischen Feldern in die klare Luft stiegen und rosigen Engelwölkchen, die hoch droben schon die kommende Sonne grüßten. — Ein herber, frischer Duft stieg aus dem Korn empor, Tautropfen glitzerten wie Diamanten im Grase, und irgendwo, fernab, summte eine Frühglocke durch die Stille. Der „Tag des Herrn", begann, „der Himmel nah und fern, er war so klar, so feierlich, so ganz, als wollt er öffnen sich", und „ich war allein auf weiter Flur!"

Da fühlte ich in dieser wundervollen, taufrischen Gottesfrühe, mit ihrer Reinheit und ihrem Frieden, plötzlich die Erbärmlichkeit dieser wüsten Tage. Was war daran wirklich ein Vergnügen? Man untergrub seine Gesundheit, brachte sich selbst um die Früchte des geringen Verdienstes, schädigte seine Angehörigen, ja noch mehr, man schädigte eigentlich das Ansehen der ganzen Arbeiterklasse, denn man zeigte eine moralische Minderwertigkeit und schien Uebelwollenden zu beweisen, daß zum Vertrinken noch immer Geld genug verdient werde.

Was ich bisher an großen und guten Gedanken in meinen Büchern gelesen, kam mir wieder zum Bewußtsein, ich verglich es mit meinem Handeln und erkannte, wie weit ab ich doch von dem Ziel trieb, dem ich zustrebte. Ich schwor mir, Schluß zu machen mit der Wüsterei. — Ich hab's gehalten. Noch hatte ich die Kraft dazu.

Die Sterne, die schon zu versinken drohten, stiegen leuchtend wieder auf!

(Mit besonderer Genehmigung des Ullstein-Verlages Berlin, den Lebenserinnerungen des bekannten Schriftstellers „Vom Arbeiter zum Astronomen" entnommen.)

Das neue Kleid.

Von Paul de la Tour.

Frau Dubois hatte ihren Schneider gewechselt. Er, der zehn Jahre lang ihre Kleider komponiert hatte, war ihr etwas zu stilvoll geworden. Madame war in das Atelier gekommen, in dem man anfängt darüber nachzudenken, ob ein stilvolles Kleid nicht etwa langweilig sein könnte. Phantasie ist die Losung der Zeit,—und ein unmittelbares Zurschautragen von Phantasie vermittels der Kleider, die man trägt, ist äußerst comme il faut.

Frau Dubois gehörte zu jenen glücklichen Frauen, die keine Generation haben. Sie kannte keine „Gleichaltrigen" — ihr Umgangskreis bestand lediglich aus „Jüngeren" oder „Aelteren". Die Idee, kein Alter zu haben, war für sie einfach ein hochwertiges Reizmittel, oder besser gesagt, sie hatte es sich derartig angewöhnt, ihr Alter zu verfälschen, daß sie selbst nicht mehr darüber Bescheid wußte.

Unbewußt verkaufte sie ihre Erfahrungen und die riesengroßen und bitteren Enttäuschungen gegen die kleinen und angenehmen Illusionen der Jugend, die zu verlieren nicht so schmerzlich ist. Mit Recht hatte Madame großes Vertrauen zu ihrem Aeußeren. Niemand dachte an die zehn Jahre, die sie von denen in den Zwanzigern trennte. Sie ging zu ihrem beinahe ersten Ball, sah fast zum ersten Male auf Paris herab von den Stufen der Sacré Coeur-Kirche, und zum beinahe ersten Male schnallte sie sich im Palais de Glace die Schlittschuhe an.

Nach einem solchen Tag verspürte sie oft das Bedürfnis, mit Aelteren zusammen zu sein, mit Frauen, die sich den Vierzigern nähern, und mit Frauen, die noch im besten Alter ihre Kräfte nicht schwinden oder sich versteinern fühlen, die korpulent und schwer beweglich werden wie vollausgerüstete Krieger, die langsam und schwerfällig einherstapfen unter der Last all des Stahles, den sie mit sich schleppen.

Für diese Menschen fing das Leben schon an, kurz zu werden. In ihren Stimmen und ihren Bewegungen offenbarte sich der Drang zu viel Arbeit und viel Genuß. Etwas Brutales und Mächtiges war über diesem Alter, das einen sinnlosen und hitzigen Kampf gegen die Resignation aufnehmen würde, wenn die unerbittliche Zeit weiter vorrückte.

Frau Dubois schwebte sozusagen zwischen diesen beiden Welten, nichtsahnend, daß sie dadurch ihren rechtmäßigen Platz zwischen ihnen verlor.

Eines Abends brannte ihr die Flamme der Leidenschaft einen Zug des Alters um den Mund.

Als sie am nächsten Abend mit ihren jungen Freunden zu Ball ging, sah sie mit einmal in deren Augen, daß diese plötzlich dachten: Sie gehört ja gar nicht zu uns. Die Frau ist ja zehn Jahre älter als wir.

Madame Dubois' Kampf fing an — und das war der Grund, warum sie ihren Schneider wechselte. Madame hatte einen neuen Schneider gewählt, der Geschmack und Phantasie mit einer hinreißenden Verwegenheit verband. Nun saß sie also vor ihrem großen Spiegeltisch und probierte das erste neue Kleid von der Hand dieses Meisters.

Das Kleid war wirklich kühn zu nennen. Das konnte jeder sehen, daß sie zu diesem Kleide nicht etwa die alte Frisur behalten konnte.

Mit Hilfe ihrer Zofe wurde die Frisur endlich so geordnet, daß sie zum Kleide paßte. Sie legte ihre hohe, etwas zurückfliehende Stirn frei, die bis dahin von weichen Haarwellen bedeckt gewesen war. Sie zog das Haar ganz stramm aus dem Gesicht und sammelte es unter einem Kamm im Nacken.

Eigentlich konnte sie sich selbst nicht recht wiedererkennen und fand, daß sich der Charakter ihres Gesichtes merkwürdig und verblüffend verändert hatte. Unter Zuhilfenahme von Schminke und Puder versuchte sie es, sich ihr altes Aussehen wiederzugeben. Sie mußte sich aus diesem Grunde bedeutend mehr als gewöhnlich schminken.

Endlich war Madame fertig. Die Zofe strömte über von maßlosen Versicherungen darüber, wie viel schöner Madame jetzt aussähe. Madame Dubois war es eigentlich nicht gewöhnt, sich nach dem Geschmack ihrer Zofen zu richten und deren guten Rat anzunehmen, darum fühlte sie sich einen Augenblick lang unsicher und unzufrieden mit sich selbst. Es kostete eben etwas Zeit, sich an etwas so auffällig Neues zu gewöhnen . . . Gott im Himmel — hatte sie denn schon Gewohnheiten — alte Gewohnheiten — ein Zeichen des Alters? Sie mußte auf der Hut sein. Sie durfte sich keine Ruhe gönnen.

Madame ließ den Diener rufen, dem sie einige Anweisungen zu erteilen hatte. Pierre war in ihrem Hause tätig gewesen seit ihrer Vermählung, hatte die Beerdigung ihres Mannes miterlebt und war das Muster eines Dieners.

Er stand hinter Madame im Türrahmen und beantwortete ihre Fragen. Madame wurde auf ein Zögern in seiner Stimme aufmerksam. Dann blickte sie in sein Spiegelbild. Sie sprang auf, als sie seinen bestürzt glotzenden Gesichtsausdruck gewahrte.

„Madame . . . Madames neue Robe . . ." stotterte er verwirrt.

Ohne ihre Stimme recht beherrschen zu können, gab sie sowohl ihm als auch der Zofe den Bescheid, zu gehen.

Als sie später zum Mittagessen erschien, trug sie eins ihrer alten Kleider, das Haar lag leicht gewellt und gefällig über ihrer nach rückwärts fliehenden hohen Stirn — und keine Schminke verbarg ihre Blässe . . .

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.)

Heut nicht mehr unaussprechlich . . . .

Von Hilde Stein.

Es gab eine Zeit, in der es aus „moralischen" Gründen verboten war, das Wort . . . Hose auszusprechen. Im erlaubtesten Falle durfte man von „Unaussprechlichen" reden. Heute hat sich mit der allgemeinen freien Sitte auch das geändert.

Nicht mehr allein das offizielle Plaudern über Dessous und Combinations ist eine Selbstverständlichkeit, sondern auch der Sport hat im öffentlichen Tragen der Hose für die Frau eine Neuerung geschaffen. Beim Turnen, Reiten, Schwimmen und Laufen ist es naturnotwendig, daß mit den hindernden und beschwerenden Röcken aufgeräumt wird.

Es gibt wohl heute kein Kostümfest, auf dem nicht über ein Drittel der Frauen in Männerkleidung tanzt. Abgesehen von der Bequemlichkeit, ist es ja auch ein großer Reiz, die heutige schlanke Linie mit knapp sitzenden Pagenhöschen oder Fracks noch zu unterstreichen.

Die Bühne hat schon lange die Darstellerin in Manneskleidung gesteckt. Nachdem sich die Frau vor noch gar nicht so sehr langer Zeit die schwankenden Bretter erobert hat (im antiken Griechenland und noch heute im fernen Osten, spielen Männer die Frauenrollen), verstand sie auch bald, die jugendlichen Knabenrollen zu verkörpern.

Nicht nur in der Revue und der Operette, die ja restlos auf das Zeigen schöner Frauenkörper eingestellt sind, vertauscht sie ihr Geschlecht durch das Kostüm — auch die seriöse Oper und das Schauspiel braucht zur Darstellung des knabenhaften Jünglings die Frau.

Der größte aller Bühnendichter — Shakespeare — hat mit Vorliebe die Verkleidung angewendet. Julia folgt dem geliebten Proteus als „züchtiger Edelknabe" — Porzia will sich zum Manne verwandeln, als Schreiber kleidet sich Narzissa.

Noch häufiger findet sich diese Tracht in der Oper. Leonore geht als Fidelio und den Rosenkavalier; den Cherubim in Figaros Hochzeit singt eine Frau.

Der männliche Zug, der Wunsch der Frau es dem starken Geschlecht gleich zu tun geht durch alle Zeiten und die ganze Welt. Wie viele Frauen zogen früher als Soldaten mit in den Krieg. Nicht nur die Jungfrau von Orleans ging in Wehr und Waffen. Und wenn man heute in den illustrierten Blättern einen reizenden jungen Mann sieht, der sich einer Entdeckungsreise angeschlossen hat, so kann man sicher sein, daß es eine Frau ist.

Aus Amerika kommen ab und zu Nachrichten von Räuberbanden und wilden Ueberfällen. Von maskierten Jünglingen usw. und fast immer sind die Waghalsigsten unter ihnen verkleidete Frauen.

Mit der Hose ist auch ein wenig der Geist des Mannes — sein Mut, seine Arbeits- und Entschlußkraft auf die Frau übergegangen. Der Kampf um das Dasein hat die äußerliche und innerliche Form der Weiblichkeit umgestaltet und ändert sie noch immer von Jahr zu Jahr. Nicht nur die spielerische Mode verlangt die so gerügte „Vermännlichung" der Frau — das Leben selbst zwingt sie dazu. Und erst wenn — wie das starke Geschlecht angstvoll vorausahnt — die Frau den Mann heiratet und nicht mehr umgekehrt, dann wird die Umwandlung vollständig sein und eine Rückkehr erfolgen!

Aus aller Welt.

Ein ganzes Dorf daktyloskopiert. Die Gendarmerie von Blowitz, einem Dorf in der Nähe von Pilsen, veranlaßte sämtliche 300 Einwohner des Städtchens zu einem Daumenabdruck, um den Mörder an einem Mädchen herauszufinden, das in der Nähe des Dorfes ermordet worden war. Die Prozedur hatte keinerlei Erfolg, und man nimmt an, daß der Mörder nicht aus dem Dorfe stammt.

Folgen der Streiks. Während der sieben Jahre nach Kriegsende gingen in England infolge Streiks 195 000 000 Arbeitstage verloren. Dieses bedeutet an Arbeitslohn allein schon einen Verlust von mehr als 65 Millionen Pfund Sterling (1300 Millionen Mark). Die Verluste, welche die Arbeitgeber und andere Gruppen der Gemeinschaft erzielt haben, sind überhaupt nicht zu beziffern.

Fröhliche Ecke.

Kurze Kleider. Er besah sich die Rechnung und sagte zu seiner Frau: „Du kannst deine Kleider so kurz tragen, wie du willst, wenn du sie nur länger tragen möchtest."

Später Rat. Er: „Sie würden viel glücklicher mit mir geworden sein als mit ihm."

Sie: „Vielleicht! Aber das Unglück ist, daß ich das damals nicht wissen konnte."

Entartung. „D' Sommerfrischler möchten amal jodeln hörn. Laßt eahna heut auf d' Nacht an Radio spieln — in Berlin geb'n s' an bayerischen Abend."

Raffiniert. „Sagen Se mal, bekommen bei Ihnen auswärtige Kunden Fahrtvergütung?"

„Jawohl, mein Herr."

„So, dann geben Se mir mal bitte 2800 Mark, ich komme von Südafrika!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.